

(Nachdruck verboten.)

72) Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

In dem warmen Zimmer roch es außer nach Tabaksrauch noch nach irgend welchen sehr scharfen, übelriechenden Sachen. Bei Nechjudows Anblick stand der Offizier auf und rückte gleichsam spöttisch und argwöhnisch dem Eintretenden entgegen.

„Was ist gefällig?“ sagte er und schrie, ohne die Antwort abzuwarten, in die Thür: „Bernow, den Samowar! Wird's endlich!“

„Sofort.“

„Ich werd' Dir sofort was draufgeben, daß Du daran denken sollst!“ schrie der Offizier mit blühenden Augen.

„Bringe schon!“ rief der Soldat und trat mit dem Samowar ein.

Nechjudow wartete, bis der Soldat den Samowar hingestellt hatte (der Offizier begleitete ihn mit blinzelndem bösen Blicken, als messe er ab, wohin er ihn schlagen sollte). Als der Samowar aufgestellt war, goß der Offizier Thee auf. Dann holte er aus seinem Reisetaschen eine vier-eckige Karaffe mit Cognac und Albert-Cakes hervor. Nachdem er alles das auf das Tisch Tuch gestellt, wandte er sich wieder an Nechjudow.

„Also womit kann ich dienen?“

„Ich möchte um eine Zusammenkunft mit einer Gezaugenen bitten.“ sagte Nechjudow, ohne sich zu setzen.

„Mit einer Politischen? Ist gesetzlich verboten.“ sagte der Offizier.

„Das Weib ist keine Politische.“ sagte Nechjudow.

„Bitte sehr, setzen Sie sich.“ lud der Offizier ihn ein.

Nechjudow setzte sich.

„Sie ist keine Politische.“ fuhr er fort, „sondern man hat ihr auf mein Bitten von oben her gestattet, mit den Politischen zu reisen.“

„Ah, ich weiß.“ unterbrach ihn der Offizier. „Die Kleine, Schwarze? Gewiß, das geht. Befehlen Sie Cigaretten?“

Er schob Nechjudow eine Schachtel mit Cigaretten hin, schenkte accurat zwei Gläser Thee ein und schob eins Nechjudow hin.

„Bitte.“ sagte er.

„Ich danke Ihnen. Ich möchte sie sprechen . . .“

„Die Nacht ist lang. Das können Sie. Ich lasse sie Ihnen heranzurufen.“

„Geht es nicht so, daß sie nicht heranzurufen wird, sondern daß man mich in den Raum hineinläßt?“ sagte Nechjudow.

„Zu den Politischen? Gesetzlich verboten.“

„Man hat mich mehrmals hineingelassen. Wenn man befürchtet, daß ich etwas übergebe, so könnte ich das ja auch durch sie thun.“

„O nein, sie wird durchsucht.“ sagte der Offizier und lachte in unangenehmem Ton, indem er die erkorbte Karaffe an Nechjudows Glas heranschoß. „Gestatten Sie? Nun, wie Sie wünschen. Lebt man in diesem Sibirien, so ist man über jeden gebildeten Menschen seelenvergnügt. Unser Dienst ist ja, wie Sie wissen, der allertraurigste. Und wenn ein Mensch sich an einen andern gewöhnt hat, ist es schwer. Man hat ja von unsereins die Meinung, daß ein Eskorte-Offizier ein roher, ungebildeter Mensch ist; aber daran denkt man nicht, daß jemand ganz in andern Leuten aufgehen kann.“

Das rote Gesicht des Offiziers, sein Parfüm, der Fingerring und besonders sein unangenehmes Lachen waren Nechjudow sehr widerwärtig; aber er befand sich auch heute, wie während der ganzen Reisezeit, in jener ersten und aufmerksamen Gemütsverfassung, in der er sich nicht erlaubte, mit jemand, wer es auch immer sein mochte, leichtsinnig und verächtlich umzugehen, sondern es für nötig hielt, mit jedem Menschen „über alles“ zu sprechen, wie er selbst dieses Verhältnis bezeichnete. Nachdem er den Offizier angehört und seinen Seelenzustand begriffen, sagte er ernsthaft:

„Ich denke, man kann auch in Ihrer Thätigkeit einen Trost darin finden, daß man die Leiden der Leute erleichtert.“ sagte er.

„Welche Leiden? Es ist doch nun einmal solches Volk.“

„Wieso ist es ein besonderes Volk?“ sagte Nechjudow. „Die Leute sind genau so wie alle, manche sind auch ungeschuldig.“

„Gewiß sind alle möglichen da. Gewiß hat man Mittel. Andre erlauben gar nichts, ich dagegen bemühe mich, ihr Los zu erleichtern, wo ich kann. Will lieber selbst leiden, als daß ich sie leiden lasse. Andre kommen, wenn etwas los ist, sofort mit dem Befehl; ich dagegen habe Mitleid. Befehlen Sie? Trinken Sie aus.“ sagte er und goß noch Thee auf. „Was ist das eigentlich für ein Weib, das Sie zu sehen wünschen?“ fragte er.

„Es ist — eine Unglückliche; sie ist ungerecht verurteilt, wegen einer Vergiftung; es ist aber ein sehr braves Weib.“ sagte Nechjudow.

Der Offizier schüttelte den Kopf.

„Ja, das kommt vor. In Kasan war eine, will ich Ihnen sagen — die hieß Emma. Eine geborene Ungarin, die Augen richtig persisch.“ fuhr er fort, nicht mehr im stande, bei dieser Erinnerung ein Lächeln zurückzuhalten. „War so dumm, daß sie süßlich als Gräfin . . .“

Nechjudow unterbrach den Offizier und kehrte zu dem früheren Gespräch zurück.

„Ich denke, Sie können die Lage solcher Leute erleichtern, so lange sie in Ihrer Macht sind. Wenn Sie so handeln, bin ich überzeugt, werden Sie große Freude empfinden.“ sagte Nechjudow und bemühte sich, möglichst deutlich zu reden, wie man mit Ausländern oder Kindern spricht.

Der Offizier blickte Nechjudow mit glänzenden Augen an und wartete offenbar ungeduldig darauf, daß er enden würde, um die Erzählung von der Ungarin mit den persischen Augen fortzusetzen, die offenbar lebhaft vor seiner Einbildung stand und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ja, das mag meinetwegen so sein.“ sagte er. „Ich bedauere sie auch. Nur wollte ich Ihnen von dieser Emma erzählen. Also die that folgendes . . .“

„Es interessiert mich nicht.“ erwiderte Nechjudow; „ich will Ihnen offen sagen, daß ich früher wohl anders gewesen bin, aber jetzt solche Beziehungen zu Frauen hasse.“

Der Offizier sah Nechjudow erschreckt an.

„Aber nicht noch ein Gläschen gefällig?“ sagte er.

„Nein, danke.“

„Bernow!“ rief der Offizier. „Führ den Herrn zu Batulow; laß ihn in die Abteilung zu den Politischen führen; da kann er bis zur Kontrolle bleiben.“

Achtes Kapitel.

Von der Ordonnaus geleitet, trat Nechjudow wieder auf den dunkeln Hof, der von rot brennenden Laternen trübe erleuchtet war.

„Wohin?“ fragte ein ihnen begegnender Eskortesoldat den Begleiter Nechjudows.

„Nach der Abteilung Nummer 5.“

„Hier kannst Du nicht durch, ist geschlossen, mußt über die andre Treppe.“

„Was heißt geschlossen?“

„Hat der Aelteste gethan, ist dann selbst ins Dorf gegangen.“

„Nun, dann kommen Sie hier.“

Der Soldat führte Nechjudow eine andre Treppe hinauf und trat auf den Brettern zu einem andren Eingang. Schon vom Hof aus war drinnen ein Stimmengetöse und eine Bewegung zu hören, wie in einem großen Bienenstock, dessen Inzassen sich zum Ausschwärmen aufschickten. Als aber Nechjudow näher trat und die Thür öffnete, da verstärkte sich dieses Getöse und ging in ein Gewirr von sich überschreitenden, schimpfenden und lachenden Stimmen über. Man hörte den Arrrenden Klang von Ketten, und es war ein gewisser schwerer Geruch zu verspüren.

Diese beiden Eindrücke — das Stimmengetöse mit dem Kettengeklirr und dieser schreckliche Geruch — floßen für Nechjudow stets in ein quälendes Gefühl zusammen: in eine Art moralische Uebelkeit, die in körperliche Uebelkeit über-

ging. Und beide Eindrücke vermischten sich miteinander und verstärkten sich gegenseitig.

Im Flur der Zwischenstation stand ein ungeheurer stinkender Kübel, die sogenannte Paracha. Vom Flur aus ging der Korridor, in den die Zellentüren mündeten. Die erste Zelle war die für Familien, dann kam die große Zelle der Ledigen, und am Ende des Korridors zwei kleine Zellen für die politischen Verbrecher. Der Raum in der Station, der für einhundertundfünfzig Menschen bestimmt war und vierhundertundfünfzig enthielt, war so eng, daß die Gefangenen in den Zellen nicht Platz gefunden hatten und den Korridor erfüllten. Sie saßen und lagen auf dem Fußboden, andre bewegten sich vorwärts und zurück mit leeren und vollen Theekannen mit heißem Wasser. Unter ihnen war auch Taras. Das gute Gesicht Taras' war von purpurblau unterlaufenen Striemen an der Nase und unter den Augen entstellt.

„Was ist denn mit Dir geschehen?“ fragte Nechjudow.

„Das ist so gekommen,“ sagte Taras lächelnd.

„Sie prügeln sich alle,“ sagte der Eskortefeldat verächtlich.

„Wegen meiner Frau,“ fügte der Sträfling hinzu, der hinter ihnen herschritt; „bin mit dem blinden Jedla aneinander geraten.“

„Und was macht Jedofia?“ fragte Nechjudow.

„O, der geht's gut, ich bringe ihr gerade heißes Wasser zum Thee,“ sagte Taras und trat in den Raum für Familien.

Nechjudow blickte in die Thür. Die ganze Zelle war voller Weiber und Männer, auf Britschen und darunter. In der Zelle stand Dampf von trodnender, feuchter Kleidung, und es ertönte unaufhörlich Geschrei von Weiberstimmen. Die folgende Thür war die Thür zur Zelle der Unverheirateten. Diese Zelle war noch voller, und selbst in der Thür und auf dem Korridor stand in feuchter Kleidung ein lärmender Haufe von Sträflingen, die etwas teilten oder entschieden. Der Eskortefeldat erklärte Nechjudow, daß da der Älteste Gonragegeld, das eingenommen oder im voraus auf Bettelchen aus Spielkarten verloren war, an den Spieler herausgab. Beim Anblick des Unteroffiziers und des Herrn verstumten die in der Nähe Stehenden und blickten die Vorübergehenden unheilvoll an.

Wie bekannt Nechjudow dieses Schauspiel auch war, wie oft er auch im Verlauf dieser drei Monate all die vierhundert Sträflinge in den verschiedensten Lagen gesehen hatte: bei Hitze und in Staubwolken, die sie mit den Ketten schleppenden Füßen aufwirbelten, bei der Rast unterwegs und auf den Stationen zur warmen Zeit auf dem Hof, wo schreckliche Szenen vorkamen, — er empfand trotzdem jedesmal, wenn er in ihre Mitte trat und, wie jetzt, fühlte, daß ihre Aufmerksamkeit ihm zugewendet war, ein quälendes Gefühl der Scham und des Bewußtseins seiner Schuld vor ihnen. Das Aller schwerste war für ihn, daß sich mit diesem Gefühl der Scham und Schuld noch ein unbestimmtes Gefühl des Abscheus und Schreckens vermischte. Er wußte, daß in der Lage, in welche man sie versetzt hatte, Leute wie diese sich nicht hätten befinden dürfen, und konnte trotzdem seinen Abscheu vor ihnen nicht unterdrücken.

„Die haben's gut, die Schlingdärme!“ hörte Nechjudow, als er schon an die Thür der Politischen trat. Das sagte irgend jemand mit schriller Stimme und fügte noch ein unanständiges Schimpfswort hinzu.

Es ertönte ein wenig freundliches, spöttisches Gelächter.

Neuntes Kapitel.

Als sie an der Zelle der Unverheirateten vorübergeschritten waren, sagte der Unteroffizier, der Nechjudow geleitete, er würde ihn vor der Kontrolle abholen, und kehrte um. Raum war der Unteroffizier fortgegangen, als ein Sträfling mit schnellen Schritten, barfuß, die Fußfesseln festhaltend, ganz nahe an Nechjudow herantrat, ihn mit scharfem, säuerlichem Schweißgeruch überströmte und in geheimnisvollem Flüsterton sagte:

„Schützen Sie ihn, Herr. Man hat den Kleinen ganz verdreht gemacht. Hat ihm zu trinken gegeben. Nannte sich heute bei der Aufnahme schon Karmanow. Schützen Sie ihn; unsereins darf es nicht, wird totgeschlagen,“ sagte der Sträfling, blickte sich unruhig um und trat sofort wieder von Nechjudow weg.

Die Sache war die, daß ein Zwangsarbeiter Karmanow einen Kleinen, ihm von Angesicht ähnlichen Menschen, der zur Ansiedlung verbannt war, überredet hatte, mit ihm zu

tauschen, so daß der Zwangsarbeiter in die Verbannung ging, der Kleine aber an einer Stelle zur Zwangsarbeit.

Nechjudow war schon von dieser Geschichte, da ebenderselbe Sträfling ihm vor einer Woche von diesem Untausch erzählt hatte. Nechjudow nickte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er verstanden hätte und thun würde, was er könnte, und ging weiter, ohne sich umzusehen.

Nechjudow kannte diesen Sträfling von Sefaterinenburg her, wo jener ihn gebeten hatte, dafür zu sorgen, daß seiner Frau erlaubt würde, ihn zu folgen, und war erstaunt über diesen Schritt. Es war ein dreißigjähriger, mittelgroßer Mensch von ganz gewöhnlichem häuslichen Aussehen, der wegen eines Raub- und Mordanschlages zur Zwangsarbeit verurteilt war. Er hieß Matar Djewlin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Edelkoralle.

Unter den reichen Schätzen, die das Meer den Menschen gibt, ist unbestritten einer der wertvollsten, die zu allen Zeiten hochgeschätzte Edelkoralle, über welche Dr. D. Brunschoff in der Wochenschrift „Kerthus“ schreibt: Die Edelkoralle war schon den alten Griechen bekannt, und von ihnen stammt auch der Name „Koralle“, der sich zu deutsch mit „Tochter des Meeres“ übersetzen läßt.

Sie ist eine Bewohnerin des Mittelmeers in seinen wärmeren Teilen und des roten Meers, und findet sich hinab bis zu einer Tiefe von 150 Klaftern, wo sie mit andern Korallenarten gemischt lebt, so daß bald eine lockere, bald feste, oft unentwirrbare Masse aus diesen Pflanzentieren hervorgeht, welche die Fischer des Mittelmeers „Maccoiotta“ nennen. Dem Seichtwasser sowohl, als auch der großen Tiefe fehlt die Edelkoralle, ihr sagen am besten felsige Gründe zwischen 80 und 200 Meter zu, wo mit Vorliebe überhängende Felsgesteine von ihr besiedelt werden, von denen sie nach abwärts wächst. Die lebendige Rinde, die gemeinschaftliche Körpersubstanz der Polypen der Edelkoralle, ist orangerot und mit Kanälen durchsetzt, die einen weißen Saft führen. Auf der Oberfläche bildet dieselbe ganz kurze Röhren, aus denen der schneeweiße Einzelpolyp mit einer Federkrone von Fangarmen hervortritt, die sich wie eine feine Blume von dem roten Grunde abhebt.

Diese Polypen bleiben nie einzelne Tiere, sondern wachsen zu einem Tierstode heran, an dem sich die einzelnen Knospen ziemlich regellos bald an dieser, bald an jener Stelle der fleischigen Umhüllung erheben, und jede dieser neuen Knospen kann zu einem Zweig heranwachsen, dadurch daß auf seiner Rückseite im Innern des Korallenstods neue Korallenmasse angelagert wird, welche die jungen Knospen ebenso vor sich her in die Höhe hebt, wie beim Wachstum des ersten Mittelsieds der Kolonie. Auf diese Weise entstehen die unregelmäßig verzweigten Bäumchen mit ihren zarten Tierchen, die gleich gefiederten, weißen Blüten die Stämme schmücken, sich aber bei der geringsten Berührung rasch einziehen, so daß nur noch ein achselstrahliges Nagehaken den Ort bezeichnet, wo der Polyp seine Federkrone aus Fangarmen ausbreitete.

Die Fortpflanzung der Edelkoralle ist in verschiedener Hinsicht interessant. Auch hier zeigt es sich, wie so oft bei niederen Geschöpfen, daß die sesseligen Tiere in der frühesten Periode ihres Lebens äußerst bewegliche Wesen sind. Die Befruchtung der Eier geschieht im Innern des Leibes eines einzelnen Polypen. Die reifen Eier treten dann aus den Kammern der Leibeshöhle in den Magen und werden nun durch den Mund ausgeleert. Die kleinen weißlichen, kugelförmigen Eier vergrößern sich, bekleiden sich mit schwingenden Wimpern und bilden an einem Ende eine Öffnung, den späteren Mund. In diesem Zustande (als Larven) gleichen sie kleinen, frei und hurtig umher schwimmenden Würmern, die sich aber immer mit dem der Mundöffnung gegenüberstehenden Ende nach vorn bewegen. Vielfach auf dieser Weise anstoßend, finden sie endlich einen ihnen zusagenden Platz, und nun heftet sich das blinde Ende auf seiner Unterlage fest, das wurmartige Gebilde zieht sich zusammen, wird kurz aber breit, einer Scheibe vergleichbar. Der vordere Teil der Mundöffnung stülpt sich als Magen in die Scheibe ein und an dem freien Rande bilden sich Fühler.

Das Erste, was jetzt von der Korallenmasse auftritt, sind kalkige Nadeln von roter Farbe, deren Ausscheidung zunächst an der Sohle des Tiers stattfindet und zwar so, daß sie in der Mitte am stärksten ist. So bildet sich zunächst ein Hügel von Korallenstoff, auf dem der weiche Tierleib mit einer ausgehöhlten Aufsatzfläche mühenartig sitzt. Der Polyp ist fertig und vergrößert sich nun durch Verästelung und Knospung.

Der Polypenbau scheidet in der Centralhöhle die gemeinschaftliche Leibesubstanz, ein hartes, kalkiges Gerüst aus, das verschieden gefärbt ist, von weißlich bis zum leuchtenden Blutrot und auf seiner Oberfläche gefreist ist. Hiernach unterscheiden die Korallenhändler vier Sorten Korallen: die des Blutschamms, die Blume des Bluts, die vom ersten und zweiten Blut. Besonders selten und kostbar sind rein rosafarbene Korallen.

Die Korallenfischerei wird heute vorwiegend von den Italienern betrieben, denen dieser Geschäftszweig national eigentümlich zu sein

scheint, da sie es fast ausschließlich sind, die sie betreiben. Das Hauptcontingent an Fischern liegt in Terra del Greco bei Neapel und ca. 500 Fahrzeuge stehen in ihrem Dienste. Zum Fischen benutzt man auch heute noch das schon uralte Gerät: ein hölzernes Kreuz, im Kreuzpunkt mit einem Stein beschwert, trägt ein starkes, altes Netz und Tauenden, und dieses Werkzeug wird langsam über den Meeresboden gezogen und reißt die Korallenbäumchen ab. Kühne Fischer tauchen auch unter und brechen die Korallen mit der Hand vom Felsen ab.

Der Gewinn beläuft sich pro Jahr auf 50 000 Kilogramm im Wert von 4 Millionen Mark. Gute Ware wird mit 30—60 Mark pro Kilo bezahlt, einzelne Varietäten erzielen jedoch bedeutend höhere Preise.

Die Verarbeitung zu Schmuckgegenständen erfolgt meistens in Neapel, Genua und Livorno.

Von einer Korallenbank im Golf von Neapel stammen die meisten Exemplare der roten Edelkoralle, die in den letzten Jahren in prachtvollem Zustande in die Museen gelangt sind und von dieser Bank aus werden zu gewissen Zeiten lebende Edelkorallen im Neapolitaner-Aquarium gehalten, die aber hier leider nur immer kürzere Zeit ausdauern.

Durch die rote Edelkoralle birgt das Mittelmeer in seinem Schoße einen Schatz, der es vor allen andern Meeren auszeichnet, einen Schatz, der sich ewig verzüngt und neu wächst und der, so lange es schmuckliebende Frauen giebt, immer hoch geschätzt werden wird.

Kleines Heuiletou.

h. o. Der Rosenstod. Bis zum zweiten Stod war er schon empor gelleitert. Das plattdachige Haus mit seinem düstigen Kalkbeuwei, mit seiner grauen, ärmlichen Farbe war durch den frischen, grünen Stod zu einer Schemswürdigkeit der Straße geworden. Viele Blumenliebhaber der Umgegend wanderten täglich zu ihm hin, ergötzen sich an dem Anblick und zogen entzückt, mit sehnsüchtigen Augen von damen.

Wenn seine Knospen sich öffneten und ihre Farben ausglühten, wenn die das Grün fast überwuchernden Blumen ihren süßen Duft über den Vorgarten hinweg nach der Straße hauchten — dann blieb jeder stehen. Selbst jene, die von den Schönheiten der Blumen nichts fühlten, wurden ergriffen und eine Ahnung von den Genüssen, die ihnen die Pflanzen gewähren konnten, schlich sich in sie ein.

Der Besitzer des Hauses, ein früherer Bauer, ließ den Vorgarten verkommen. Der Rasen verdorrte in der Sonnenglut, die von den Häuserreihen aufgefangen wurde. Die Beete überzog das Unkraut. Das alles war ihm gleichgültig. Wenn andre darüber klagten, meinte er: Ja, was soll ich mich damit quälen? . . . Was Nützliches kann man da doch nicht ziehen . . .

Nur der Rosenstod war sein Stolz. Oft stand er mit den Händen in den Hosentaschen, die verblühtene Nähe in das vermergelte, verschmigte Gesicht gezogen, am Vorgartengitter und lauschte den stauenden Ausströmen der Vorübergehenden. Neugierig wachte er, daß keine Blüte abgerissen wurde. Die roten Blätter blieben so lange an den Stengeln, bis sie, von der Sonne gebleicht, von den leichten Fingern des Windes abgestreift und über den Rasen gestreut wurden.

Wie es den Hausbesitzer kränkte, als er eines Nachmittags vor die Thür kam und den einen Zweig des Rosenstods geküßert fand! Nicht eine Blüte sah er zwischen dem Grün. Die nackten Stengel streckten ihm ihre Wunden entgegen, von denen die schwellenden Kelsche gerissen.

Sein Kopf fuhr hin und her nach beiden Seiten der Straße. Vielleicht konnte er den Mörder noch entdecken. Doch nirgends sah er jemand, der eine Rose in den Fingern hielt.

Da fing er an zu fluchen:
„Spitzhüben! Diebstahnde! Nichts ist ihnen heilig! Ungebildete, rohe Gesellschaft! Bauernpack, das kein Verständnis für etwas Schönes hat!“

Der Geifer flog ihm um die Lippen. Da öffneten die Hausbewohner ihre Fenster und fragten erstaunt und mitteilend, was denn geschehen wäre.

„Ih — meine Rosen! Da sehen Sie — keine einzige Blüte mehr am Zweig! . . . Und wer wird's gewesen sein? . . . Die da unten! Die kümmern sich ja nicht um ihre Kinder!“

Er meinte die Kellerbewohner, die erst vor kurzer Zeit vom Lande hereingezogen waren und den feuchten, dumpfigen Keller, aus dem alle Städter bald wieder geflüchtet, des billigen Zinses wegen gemietet hatten.

Das laute Schreien des Wirts lockte auch die Kinder herbei. Das eine, ein kleiner, braungebrannter Blondkopf, hatte eine Rose im Munde. Kamm sah ihn der Wirt, so schrie er giftig:

„Sagte ich es nicht! Du Lämmler!“
Und er stürzte auf den erschrockenen Kleinen zu, packte ihn, schüttelte ihn und zerzte ihn in den Keller zu seiner Mutter. Der Kleine fing an zu weinen, verzog den Mund, ließ die Blume fallen und trat unweigerlich auf sie; das erboste den Wirt noch mehr und er schrie laut in den Keller hinab:

„Wenn Sie keine Zeit für die Zähren übrig haben, wenn Sie nicht anspassen können, was sie alles für Geschichten machen, dann pauken Sie ihnen wenigstens ein, wie sie sich betragen sollen . . .“

Lust hätte ich wohl schon, dem Bengel jetzt selber eins überzureißen. Aber das giebt ja dann gleich 'n Geschrei! Um Himmelswillen nur keinem fremden Kindegen ein Härlein trimmen! . . . Na, nun wischen Sie ihm meinetwegen eins aus. Sie sind ja seine Mutter. Sie dürfen ihn ja verprügeln.“

„Nicht einen Schlag bekommt er darum von mir! Ih — wo werde ich denn ein Kind wegen einer Blume strafen! Das ist doch kein Hundemarshchein! Und wenn er auch den gemaußt hätte — Schläge giebt's darum nicht. In die Ecke kommt er, in die duffre Ecke — da kann er all lang drüber nachdenken, watt er gethan!“

Der Wirt machte eine mißachtende Geberde, wie wenn er sich zu gut dünkte, noch länger mit der Frau aus dem Keller zu sprechen. Aufgeregt lief er nach dem Rosenstod zurück. Die Frau zog unterdessen ihr Kind in die Bohmung.

„Na, nu haben Sie't ja gehört!“ wandte sich der Wirt an die Frauen, die von den Fenstern des Erdgeschosses und der ersten Etage aus den Streit mit angehört hatten. „Na — nicht mal 'n Klaps kriegt so'n Jöhr! Na, die werden schon noch ihre Freude an den Kindern erleben! So'ne Kinder — wie behandeln die nachher man ihre Eltern? Wie Schuhwisch — wie Schuhwisch!“

Während er noch schimpfte, kam die Tochter des Amtsrückers, der in der ersten Etage wohnte, aus dem Nebenhaus. Sie hatte einen ganzen Buschen Rosen vorn am Girkel, dazu welche im Haar, auf der Schulter und in den Händen.

„Aber Jema, Du warst doch nicht etwa am Rosenstod!“ rief die Mutter von oben herab dem Mädchen zu.

Das errödete, benagte den Kopf und lächelte verlegen. Dann blickte es blinzend hoch:

„Was ist denn dabei, Muttlchen? Die Blumen verdorren sonst nur am Stod.“

„Na!“ — Die Mutter war entrüstet.

Der Wirt aber beruhigte sie:
„Es ist ja nicht so schlimm — gewiß doch — so'n paar Rosen . . . Wenn's darauf ankäme! Das fällt ja wirklich gar nicht auf — so'n paar Rosen.“

Seine Stimme war leise geworden. Er verstand es, den Aerger zu erlösen und ganz unterwürfig gegen den guten Mieter zu erscheinen. —

ar. Chinesische Sprichwörter und Sentenzen: Ein einziger Bambus macht noch kein Floß. — Ein großes Vermögen ist nicht so viel wert wie ein kleines tägliches Einkommen. — Die Dynastien wechseln, der Charakter bleibt. — Der Frühlingshimmel sieht oft ebenso aus wie das Gesicht einer Schwiegermutter. — Eine gute Biene setzt sich nicht auf eine verwelkte Blume. — Das Leben des Greises gleicht der Flamme einer Kerze im Luftzug. — So hoch der Baum auch ist, seine Blätter fallen immer zur Erde. — Man muß selbst gelitten haben, um die Leiden anderer zu kennen. — Der Baum mit tiefgehender Wurzel fürchtet den Wind nicht. — Es ist eine Kleinigkeit, Soldaten auszubeben, aber es ist schwer, einen General zu finden. — Die Hauptstadt hat viele Reize, aber der häusliche Herd hat den seinigen immer. — Die wahre Menschenliebe zeigt sich darin, daß man den Armen Kohlen schickt, wenn sie frieren, und nicht, daß man den Glücklichen Geschenke macht. — Wenn man etwas eilig hat, scheut das Pferd. — Nahe Nachbarn sind besser, als entfernte Verwandte. — Hinter einem süßlichen Munde steckt ein giftiges Herz. — Für ein gutes Pferd bedarf es nur eines Hiebes, für einen verständigen Menschen nur eines Wortes. — Sich selbst fragen ist besser als andre fragen. — Der Irrtum eines Augenblicks wird oft der Kummer eines ganzen Lebens. — Der weise Mann weiß sich in die Umstände zu schicken, wie das Wasser die Form seines Gefäßes annimmt. — Biege den Maulbeerbaum, so lange er noch jung ist. —

Litterarisches.

Arbeit. Schauspiel in drei Akten von Korfiz Holm. Verlag von Albert Langen. München. — Wenn ein solches Motiv in der epischen und dramatischen Litteratur hundertmal behandelt ist, dann greift Herr Philippi es auf und macht ein erfolgreiches Theaterstück daraus. In diesem Mut zur Banalität beruht das eigentliche Talent der tantumverreichen Macher. Ein Wort, ein Satz, ein Gedanke, ein Witz kann so alt sein wie er nur immer will — sie sprechen ihn noch einmal aus. Eine Theater-situation kann so unfruchtbar sein, daß ein normal begabter Mensch sie nur unter schmerzhaften Schamempfindungen ansehen vermag — gleichviel! Herr Philippi und alles, was seines Geistes ist, holt sie wieder hervor, sofern nur dem dümmsten Teil des Publikums ein Grinsen entlockt wird. Immer banal, immer schäbig, immer flach! Nichts ist so kompromittierend wie ein Gedanke.

Ganz so schlimm macht es Korfiz Holm nun nicht. Die ärgsten Trivialitäten vermeidet er, ohne freilich zu erreichen, daß sein Stück aufhört, trivial zu sein. Innerhalb des Genres ist sein „Schauspiel“ immer noch lesbar; aber leider — es gehört zum Genre. Welche Erwartungen werden rege, wenn man den Titel „Arbeit“ liest! Die Arbeit in der heutigen Welt! Was man an die geistige oder die körperliche denken — sofort ist man mitten in den Kämpfen der Zeit. Und was bietet Holm? Die armselige Geschichte von dem Wanne, der eine reiche Frau geheiratet hat und sich nun nach der Berufsarbeit zurückzieht. Ja, bedauerlich derartige Männer aus anfrichtigem Herzen, aber selbst von wohlwollendsten Standpunkt aus muß ich erklären, daß ihr Schicksal mir genügend

verherrlicht zu sein scheint. Das Dilettanten und die eingangs geschilderten Macher haben mit derartigen Motiven etwas zu thun. Nur Theaterstücke, keine Dichtungen können aus solchen Motiven entstehen und ein gewöhnliches Theaterstück ist auch Holms „Arbeit“. Durchweg wird mit den ältesten Theatermitteln gearbeitet und die Charaktere sind bekannte Typen. Der Berliner, der immer herumjuchant und doch das berühmte redliche Herz hat, ist vorhanden. Der verblümmelte Kriepkrot, der schließlich doch durch seinen Humor derjöhnt, hat sich eingefunden. Der Ingenieur, der sympathisch und charakterfest die Arbeit verricht, wird uns zugemutet. Eine schablonenhafte Schauspielerin genießen wir auch. Kurz: es ist so ziemlich alles da. Nur kein Talent. E. S.

Physiologisches.

— Die Schärfe der Sinne bei den Naturvölkern. Die landläufige Ansicht ist, daß einzelne Sinne, besonders der Gesichtssinn, bei den Naturvölkern scharfer entwickelt sind als bei uns Europäern, doch fehlt es hierüber, schreibt der „Stobus“, bisher an systematisch auf dem Wege des Experimentes gewonnenen Erfahrungen. Die Schärfe des Gesichtssinnes bei den Naturvölkern, die ja oft das Erstaunen der Reisenden hervorgerufen hat, beruht, wie Nivers meint, auf der durch lange Gewöhnung erzeugten Fähigkeit ihres allerdings scharfen Auges, die genaueren Einzelheiten zu erkennen, in Verbindung mit der Vertrautheit mit ihrer Umgebung. Bei dieser Fähigkeit, Einzelheiten scharf zu unterscheiden, geht aber andererseits die Entwicklung höherer Eigenschaften des Gesichtssinnes verloren, wie sich das u. a. aus dem Fehlen einer ästhetischen, einer allgemeineren Auffassung, etwa einer Landschaft bei den Naturvölkern ergibt. Nivers weist hierbei auf die bekannte Erfahrung hin, daß ein Eindringen in die Details den ästhetischen Genuß nicht zur Geltung kommen läßt. Die Feststellung des Farbensinnes ist wichtig für das Studium der Beziehungen zwischen Sprache und Ideen. Die Nordqueensländer haben zum Teil Bezeichnungen für nur drei Farben. Etwas höher entwickelt ist die Farbenbenennung bei den Eingeborenen der Nival-Insel, die jedoch Blau von Schwarz nicht unterscheiden; noch höher stehen die Sprachen der Murray-Insel und Mabuiaas. Bemerkenswert ist, daß sich auch die primitive Kultur dieser Stämme in gleicher Weise wie die Entwicklung ihres Farbensinnes abtut. Bekanntlich hat man aus der Artut des Bolakshages für Farben bei Homer geschlossen, daß der Farbensinn der Alten geringer entwickelt war als heute, und daß eine Fortbildung in historischer Zeit erfolgt sein müsse. Nivers meint, daß seine Beobachtungen bei primitiven Völkern diese Ansicht stützen. — Die Schärfe des Gehöres der Leute an der Torresstraße überstieg in keinem Fall die der Europäer, blieb vielmehr in den meisten Fällen hinter der der letzteren zurück. Jedoch wurde mit Hilfe einer Pfeife festgestellt, daß die dortigen Eingeborenen sehr hohe Töne hören konnten. Was den Geruchssinn anlangt, so ist die Ansicht verbreitet, daß die Naturvölker gegen den Schmerz weniger empfindlich seien als die Kulturvölker; vermutlich aber sind die ersteren gegen solche Einwirkungen nur standhafter. Nivers fand, daß bei den Völkern an der Torresstraße die Haut für äußere Einwirkungen empfindlicher war als bei den Europäern; so konnten bei jenen zwei Zirkelspitzen einander viel näher gebracht werden als bei diesen, bevor die beiden dadurch hervorgerufenen Gefühlsindrücke sich zu einem vereinigten. Gegen die Kälte waren bei den Eingeborenen dieselben Hautteile die empfindlichsten wie bei den Europäern. Bemerkenswert war, daß die Fähigkeit, das Gewicht zu unterscheiden, bei den Eingeborenen sich als viel scharfer und zuverlässiger erwies als bei den Europäern, obwohl jene nicht einmal ein Wort für Gewicht hatten.

Aus dem Tierreiche.

— Das Leben der wasserbewohnenden Raupe schilderte Dr. O. Schäfer in der letzten Sitzung des Hamburger „Naturwissenschaftlichen Vereins“ folgendermaßen: Unter den Schmetterlingen befinden sich nur verhältnismäßig wenige Formen mit wasserbewohnenden Larven. Eine der Gattungen, die südamerikanische Palustra, gehört zur Familie der Bärenspinner, und auch hier ist die Raupe mit langen Haaren versehen. Gerade diese Haare ermöglichen es der Raupe, ohne wesentliche Kenderung der Organisation unter dem Wasserpiegel zu leben; denn die zwischen den Haaren haftende Luft gestattet auch im Wasser eine Atmung durch Stigmen. Die übrigen Schmetterlingsgattungen mit wasserbewohnenden Larven gehören sämtlich zu den Zünslern, einer Gruppe der Kleinschmetterlinge. Was zunächst die schon von Réaumur behandelte Hydrocampa betrifft und im besonderen die bekannteste in Gehäusen aus Blattstücken ihrer Futterpflanze lebende einheimische Art H. myphaeta, so sind hier zwei Raupenstadien zu unterscheiden. Bei dem ersteren besitzt die dünne Chitinhaut nach den Untersuchungen G. W. Müllers nur sehr flache (zum Teil gar keine) Verdickungen oder Höder und ist darum leicht benetzbar. Da ferner die Stigmen durch Chitin verschlossen sind, so muß man für dieses Stadium Hautatmung annehmen. Im zweiten Stadium besitzt die Haut zahlreiche kleine und spitze Höder, zwischen denen sich beim untergetauchten Tier Luft hält, so daß die Haut fast unbenezzbar ist. Nur sind die Stigmen offen, so daß also ohne Zweifel Stigmenatmung vorhanden ist. Da diese Raupen stets zwischen lebenden Pflanzen sitzen, so kann es an Sauerstoff nicht fehlen. Nehulich wie Hydrocampa leben die Raupen von Cataclysta lemnac

und Acentropus niveus. Von der letzteren Art sind auch die ausgewachsenen Tiere insofern bemerkenswert, als es geflügelte und noch häufiger ungeflügelte Weibchen giebt. — Ganz anders verhält sich die Raupe von Paraponyx stratiotata. Schon von Deger erfahren wir, daß diese Form Tracheentien besitzt. Bemerkenswert ist noch eine von G. Müller studierte brasilianische Paraponyx-Art, die sich aus zwei Stücken eines Grasblatts ein rohrförmiges Gehäuse baut; denn diese gleichfalls mit Tracheentien versehene Raupe erhält den zur Atmung erforderlichen Sauerstoff von den Wandungen jenes Gehäuses. So erklärt es sich auch, daß sie sich weit häufiger ein Gehäuse anfertigt, als es das Wachstum fordert. — Gewiß ist es auch nicht bedeutungslos, daß die Zündlertraupen, wenn sie zur Verpuppung schreiten wollen, das aus Blattstücken bestehende Gehäuse mit einem Spalt gegen einen lebenden Pflanzenteil befestigen und daß so sich die mit offenen Stigmen versehene und von einer nur kleinen Luftkammer umgebene Puppe in enger Nachbarschaft einer Sauerstoffquelle befindet. —

Geologisches.

— Eine bedeutende Strandverschiebung des Adriatischen Meeres wurde bei dem Städtchen Adria in der Venedig-Niederung durch die Ausgrabungen von zwei antiken Schiffen nachgewiesen, die 3,5 Meter unter der Erdoberfläche entdeckt wurden. Adria liegt aber 31 Kilometer von der Küste entfernt. Die Geschiebeablagerungen des Po und der Etsch haben es so weit von der Küste verdrängt und einen breiten, sumpfigen Landstrich zwischen Adria und dem Meere gebildet. Der Zeitraum, innerhalb dessen diese erhebliche Verschiebung der Strandlinien eingetreten ist, kann kaum 2000 Jahre betragen. Das Meer ist daher an der bezeichneten Stelle um mindestens 1,5 Meter im Jahre zurückgewichen. Von den beiden aufgefundenen Schiffen ist eins 20 Meter lang, 5 Meter breit und sehr gut erhalten. In seiner Umgebung fanden sich Vasen, Waffen, Bronzen, menschliche Knochen. Die Schiffsnägel bestehen aus Eisen. —

Humoristisches.

— Auerkennung. Dame: „Sie scheinen nicht viel von uns Frauen zu halten?“
 Vientenant: „Aber gewiß, meine Gnädige, das Weib ist jedenfalls das Beste, was man in der Art hat.“
 — Der Minister Serenissimus (der seinen Premierminister eingeschlafen findet): „Das Regieren versteht er aus dem Fundament; so oft ich komme, schläft der Kerl.“
 — Ein Opfer der Wissenschaft. Professor (nach einer Anpiperei, die ihn etwas stark mitgenommen hat): „Meine Herren, endlich ist es mir gelungen, die in der Praxis schon zuweilen beobachteten Resultate einer übermäßigen Alkoholfuhr auf dem Wege des wissenschaftlichen Experimentes herbeizuführen. Meine Herren, von heute ab steht es für die Wissenschaft unumstößlich fest: wenn der Mensch mehr Alkohol zu sich nimmt als er vertragen kann, wird er besoffen.“
 („Simpl.“)

Notizen.

— „Das neue Jahrhundert“ von Otto Worngraber, das den Geistesstumpfsinn Giordano Brunos gegen die kirchliche Hierarchie verkörpert, hatte in Leipzig einen starken außerordentlichen Erfolg.
 — „Kinderstimmen“ ist der Titel eines Einakterchlusses von Hans Jorken und Waller Kroneder, dessen viertes Stück, das den Titel „Aus dem Paradiese“ trägt, demnächst im Belle-Alliance-Theater gelegentlich des geplanten Ensemblegastspiels zum erstenmal in Scene geht.
 — Das Bester Lustspieltheater wird — wie man sagt — in Berlin gastieren. Es sollen nur Stücke aufgeführt werden, deren Inhalt hier bekannt ist. Ob das Gastspiel überhaupt einen ästhetischen Sinn hat, scheint uns fraglich.
 — Die Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, welche in der Streitfrage um die Aufhebung des obligatorischen Charakters des Bühnen-Schiedsgerichtes ursprünglich zum Herbst eine außerordentliche Delegierten-Versammlung hatte einberufen wollen, wird hierbon abssehen. Die Angelegenheit soll vielmehr der statutengemäßen Delegierten-Versammlung, welche alljährlich im Dezember stattfinden muß, vorgelegt werden.
 — An der Sammlung für eine Ehrung Heines haben sich in Wien in den ersten fünf Tagen ca. 7000 Personen beteiligt. Das Ergebnis berechtigt schon jetzt zu der Hoffnung, daß eine monumentale Widmung des Grabes des Dichters wird zieren können.
 — Ein amerikanischer Pianofabrikant in Connecticut hat einen Erfab für das teure Ebenholz zur Herstellung von Klaviertasten in dem dort heimischen Hartriegelbaum entdeckt. Das Holz kommt an Haltbarkeit dem Ebenholz nahe. Durch zweckentsprechende Behandlung mit Oelen, Farben und Polierern erhält es auch das gleiche Aussehen.
 — Kalifornien ist eines der reichsten Obstländer. Es giebt gewissermaßen einen riesigen Garten, denn die Obstplantagen nehmen, wie der „Praktische Wegweiser“ Würzburg schreibt, zusammen 130 000 Hektar ein und 57 000 Hektar sind mit Weinstöcken bepflanzt. Das aus Kalifornien stammende Obst ist in den Vereinigten Staaten sehr gesucht und macht selbst den besten französischen Früchten Konkurrenz. —